

~~HK 775 sch~~ Nekr Sch 0063

Zentralbibliothek Zürich

Den

Freunden und Verehrern

des seligen

Prof. Dr. Heinr. Schweizer-Sidler
von Zürich

geb. 12. September 1815, gest. 30. März,

beerdigt 2. April 1894,

gewidmet.

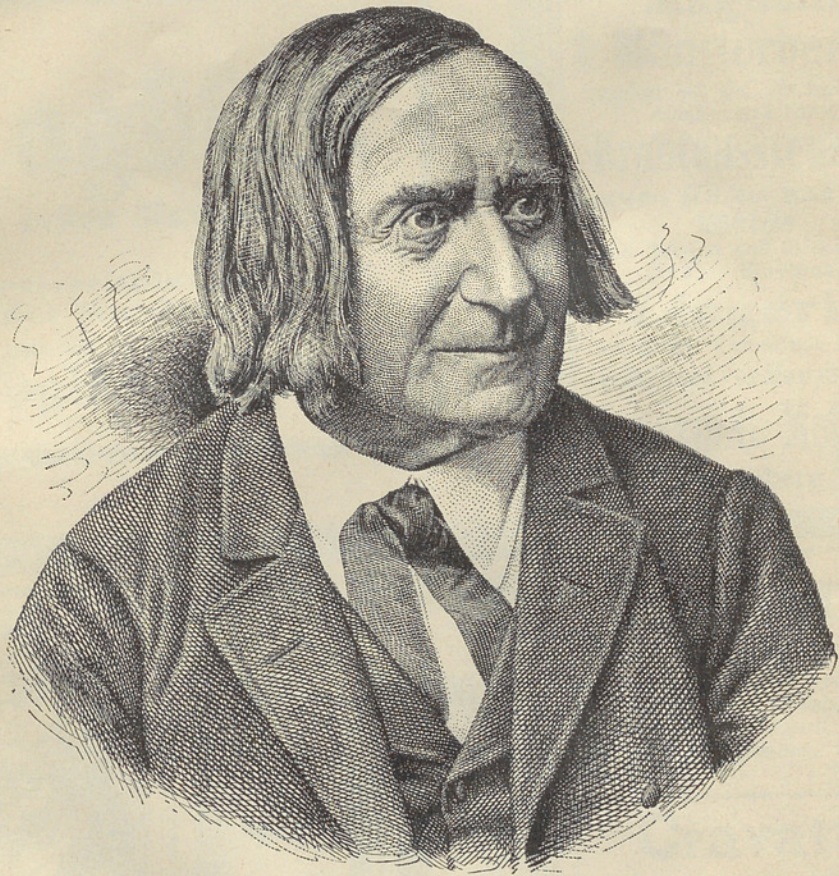
STADTBIBLIOTHEK

❖ ZÜRICH ❖

2106
VP
ZÜRICH

Druck von F. Lohbauer

1894.



4 April 94

Beilage zu Nr. 77 der „A

1894.

Prof. Heinrich Schweizer-Sidler. †

Ein vielen philologischen Lehrern der Schweiz aus älterer und jüngerer Zeit bekannter und werter Mann hat zu wirken aufgehört, Professor Heinrich Schweizer in Zürich. War er doch von 1841 bis 1874, wo ein Lehrstuhl für Sanskrit und Sprachvergleichung an der Universität in Basel gegründet wurde, über dreißig Jahre, der einzige, der in der Schweiz diese Fächer wissenschaftlich und offiziell vertrat, und mit welchem Feuereifer vertrat und mit welcher Selbstlosigkeit, das wissen alle, die ihn gehört. Er hatte das Glück, daß die Arbeit seines Mannesalters in eine Zeit fiel, wo der Stern der jungen Sprachwissenschaft am hellsten und verheißendsten leuchtete und der Idealismus, der jede frische, Gewinn versprechende Arbeit begleitet, auf seinem Höhepunkte stand. Doch bald nachdem die Sprachwissenschaft auf ein halbes Jahrhundert eifriger Thätigkeit zurück blicken konnte, erschien 1868 das Buch des vor einigen Jahren verstorbenen Germanisten Wilh. Scherer, „Zur Geschichte der deutschen Sprache“, das bereits eine neue Bewegung einleitete, und zehn Jahre später hatte der Slavist Leskien die neuen Auffassungen und Grundsätze an einem einzelnen Gegenstande ausgeführt und als fruchtbar erwiesen in seiner Schrift: „Die Deklination im Slavisch-Litauischen und Germanischen“. Die sogenannte junggrammatische Schule betrat geschlossen und entschieden den Plan, und es galt für jeden Sprachvergleich, entweder die neue Lehre und Methode anzunehmen oder auf Teilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit zu verzichten, und da verdient es Bewunderung, wie Schweizer, obwohl ein Sechziger, ohne langes Zaudern den Uebertritt vollzog, neidlos die jungen Träger der aufstrebenden Richtung anerkannte, ohne die Pietät gegen die alten Gründer und Meister zu verletzen, die Anschauungen, die er in den zwei ersten Dritteln seines Lebens verkündet, fahren ließ und mit derselben Begeisterung nunmehr den „Junggrammatikern“ huldigte. Vergleicht man ihn mit seinem ungefähren Altersgenossen Georg Curtius, gegen den schließlich gerade seine begabtesten Schüler sich erhoben, so sticht Schweizers energische Haltung aufs vorteilhafteste ab. Man denke nur nicht, daß dergleichen Schwentungen (dies Wort im besten Sinne verstanden) bloß von besserer Einsicht abhängen; die Macht der Gewohnheit, der falschen Scham, andere allzu menschliche Motive zu übergehen, muß auch überwunden werden. Dabei will ich nicht verschweigen, daß Schweizer in seinem rastlosen Bestreben, hinter der fortschreitenden Wissenschaft nicht zurückzubleiben, manchmal in den entgegengesetzten Fehler verfiel, das Neueste für das Wichtigste zu halten, und kritische Vorsicht außer Acht ließ, eine sehr seltene Altersschwäche.

Mit Georg Curtius teilte er dagegen den Zug, Sprachwissenschaft und Philologie, die lange mit einander Fehde führten, bei den „Jungen“ nun gar identisch sein sollen, zu versöhnen zu gemeinschaftlichem Wirken, nur daß ihm das Lateinische, wie Curtius das Griechische, am Herzen lag, und den andern Zug, die Resultate der Wissenschaft in den Schulunterricht einzuführen. So erschien denn 1869 eine wissenschaftlich gehaltene Elementar- und Formenlehre des Lateinischen, welche wieder 1888 in gänzlich umgearbeiteter Auflage herauskam, freilich nun mehr als Grund-

riß für Studenten dienen sollte. Auch in seinen Vorlesungen nahm lateinische Grammatik und Interpretation lateinischer Autoren, namentlich des Plautus, eine wichtige Stelle ein. Lange Jahre hatte er auch Teile der Germanistik, Gotisch und Althochdeutsch, vorzutragen und als reife Frucht der Verbindung germanistischer und lateinischer Studien ergab sich seine kommentierte Schulausgabe von Tacitus Germania, die mindestens vier Auflagen erfuhr. Im Kreise der Fachmänner galten seine zahlreichen vortrefflichen Besprechungen wissenschaftlicher Leistungen viel, und Erwähnung verdient es auch, daß er schon 1850 in Alb. Höfers Zeitschrift Beiträge zur vergleichenden Syntax veröffentlichte, die erst 25 Jahre später ernstlich in Angriff genommen wurde, ein Beweis seines vorschauenden Blickes.

Im übrigen führte Schweizer, ohne viele Bedürfnisse, ohne äußerlichen und hohlen Ehrgeiz, ein stilles Gelehrtenleben. Sein 50jähriges Docenten-Jubiläum brachte ihm 1891 die Freude, sich von der Anhänglichkeit und Verehrung zahlreicher ehemaliger Schüler satfam zu überzeugen, Gefühle, die in einer eigenen Festschrift dauernden Ausdruck fanden. Doch nicht nur von Schülern muß ich reden, eben so sehr von Schülerinnen, und damit von einem besondern Verdienste, dessen sich kaum ein anderer philologischer Professor rühmen kann: Schweizer war ein entschiedener Verteidiger des Frauenstudiums. Seine lange Jahre vor ihm verstorbene Gattin, die Latein und Griechisch verstand und darin auch Unterricht erteilte, ließ ihn von Frauenbegabung den höchsten Begriff fassen. Die bisherigen Erfahrungen zeigten, wie vorurteilslosen Geistes er einer Frage gegenüber stand, deren definitive Lösung die Zukunft nicht mehr abweisen kann.

In seinem geliebten Latein rufe ich meinem verehrten Lehrer die Worte nach, die Tacitus seinem Schwiegervater Agricola widmet: „Admiratione te et, si natura suppeditet, aemulatu decorabimus; is verus honos, ea conjunctissimi cujusque pietas.“

Fr. Mi.

Leichenrede

des

Herrn Pfarrer J. Wissmann

auf

Prof. Dr. Heinrich Schweizer-Sidler.

Verehrte Trauerversammlung!

«Des Menschen Leben ist siebzig, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre und wenn es köstlich war, so ist es Mühe und Arbeit gewesen».

Unwillkürlich wird uns dies alte Psalmwort in Erinnerung gebracht durch das Lebensbild des teuren Mannes, dem diese Abschiedsfeier gilt. Wir möchten sein Dasein einem langen Sommertage vergleichen, an dessen golden strahlendem Morgen noch frische Lüfte spielen, der dann aber bald recht heiss und drückend wird; gegen Abend zieht ein Gewitter herauf, doch siegreich bricht die Sonne durch das dunkle Gewölk und überzieht die letzten Stunden des Tages mit mildem Glanze und wenn sie untergeht, so führt der Schnitter den mit reifen Garben schwer beladenen Wagen vom Arbeitsfelde heim.

Ein schöner Lebensmorgen, eine reich begnadigte Kindheit und Jugendzeit war dem Heimgegangenen beschieden. Heinrich Schweizer wurde am 12. Herbstmonat 1815 im Pfarrhause zu Elgg geboren und hat sowohl von dem Vater als von der Mutter, einer feinsinnigen und echt religiösen Frau, tiefe und bleibende Eindrücke empfangen, für welche er zeitlebens den Eltern zu aufrichtigem Danke sich verpflichtet fühlte. Bei Pfr. Wolf in Seuzach, einem originellen und tüchtig geschulten Manne,

genoss der Knabe den Vorbereitungsunterricht sowohl auf seine Konfirmation als auf das Collegium Humanitatis in seiner Vaterstadt Zürich, wohin er mit 16 Jahren übersiedelte. Er kam da mitten in das bewegte Leben und freudige Streben der ersten Dreissigerjahre hinein und begrüßte wie seine Mitschüler mit jubelnder Begeisterung den kühnen Beschluss des zürcherischen Grossen Rates, in dieser Stadt eine Hochschule sowie die nötigen Vorbereitungsanstalten in's Leben zu rufen. Joh. Kaspar Orelli, der an solchem Aufschwung der Bildungsbestrebungen hervorragenden Anteil hatte, war es auch, der auf den Gymnasiasten Heinrich Schweizer die grösste Anziehungskraft ausübte und ihn für das Sprachstudium begeisterte, während der Mutter Herzenswunsch es war, dass der talentvolle Sohn dereinst dem Vater auf die Kanzel folgen sollte. Werden wir es beklagen, dass dieser Wunsch nicht in Erfüllung ging? Gewiss, Heinrich Schweizer wäre auch ein vorzüglicher Pfarrer geworden; der religiös-ethische Tiefgang fehlte seiner Seele nicht und wer ihn jemals öffentlich hat reden hören, der wird nicht zweifeln, dass sein Herzenston auch den Weg zu den Herzen einer andächtigen Gemeinde gefunden haben würde. Aber heute wissen wir, nein! wir wussten es längst, dass der Geber aller guten Gaben ihm ein ander Pfund anvertraut hatte und welch' ein tüchtiger und treuer Haushalter Schweizer demselben geworden ist. Als Primus seiner Klasse hielt er seine Abiturientenrede im Grossen Münster, wo damals und nur jenes einzige Mal die Promotion stattfand, und liess sich dann als stud. theol. einschreiben, hörte auch theologische Vorlesungen und bestieg einige Male um zu predigen die Kanzel. Allein sein Genius wandte sich immer entschiedener der Sprachwissenschaft und im Besondern schon der Sprachvergleichung zu. Nach dreijährigem überaus fleissigem Studium bezog Schweizer mit Hülfe eines Reisestipendiums die Universität in Berlin, an welcher er zwei Jahre hindurch gleich einer Biene, die aus tausend Blüten ihren Honig sammelt, unablässig bemüht war, sein Wissen nach allen Richtungen auszudehnen. Der Umgang mit berühmten Gelehrten, der Znsammenschluss mit Freunden aus Heimat und Fremde, auch Reisen, die er von

Berlin aus machen durfte, dienten dazu, seinen Gesichtskreis zu erweitern, während zugleich die betrübenden Nachrichten von den 39er Ereignissen, der Hinschied der geliebten Mutter während seiner Abwesenheit und der Umstand, dass der Heimkehrende den teuren Vater auf dem Sterbelager traf, seinem Gemüt und Charakter zu jener Vertiefung, Läuterung und Kräftigung gereichen mussten, welche Anfechtung und Trübsal in gutgesinnten Menschen hervorzubringen geeignet sind.

Bald nach seiner Rückkehr habilitierte sich der junge, vielversprechende Gelehrte an hiesiger Hochschule als Privatdocent für Deutsch und Sanskrit und die Reden, die er bei diesem Anlasse zu halten hatte, machten ungewöhnliches Aufsehen und erweckten die schönsten Hoffnungen für seine Zukunft. Nach vorübergehendem Aushülfsdienst am Gymnasium ward Schweizer 1844 an die Kantonsschule in Aarau berufen, welche Stelle er aber schon im folgenden Jahre mit einer solchen für Deutsch und Latein am hiesigen Gymnasium vertauschte. Bereits hatte er auch den eigenen Heerd gegründet mit Elisabetha Sidler, der Tochter des allgemein verehrten, patriotischen Landammanns und ersten Nationalrates von Zug. Wie viel Glück hat der Verewigte in dieser Verbindung gefunden! Mit der Gattin verband ihn nicht nur zarte eheliche Liebe und die gemeinsame hingebende Fürsorge für ein hoffnungsvolles Kinderpaar, mit welchem die Ehe gesegnet ward, sondern ein kongeniales wissenschaftliches Interesse und Arbeiten, und mit dem Schwiegervater, der später auch sein Familiengenosse wurde, teilte er die glühende Liebe zum Vaterlande. Diese hatte schon der Jüngling genährt im Zofingerverein und in mancher begeisterten Rede zum zündenden Ausdruck gebracht; ihr blieb er treu als Mann, wenn er auch nicht allen Änderungen, welche das öffentliche Leben durchmachte, seine Sympathie entgegenbringen konnte. Mit Recht durfte er als aufrichtiger Freund des Landes und Volkes sich freuen, dass sein eigener Geburtstag, der 12. Herbstmonat im Jahre 1848 durch die Annahme der Bundesverfassung der Geburtstag der neuen Eidgenossenschaft werden sollte.

Wenn wir erwähnen, dass Heinrich Schweizer seine Lehrstelle am Gymnasium 26 Jahre lang ohne Unterbruch und mit musterhafter Gewissenhaftigkeit bekleidete, um dann vom Jahre 1871 an ganz der Hochschule sich zu widmen, an welcher ihm schon 1850 eine ausserordentliche und 1864 dann eine ordentliche Professur und die Mitwirkung am philologischen Seminar anvertraut worden war, so wollen wir dagegen die Würdigung dieser ein halbes Jahrhundert umfassenden Lehrthätigkeit an beiden Anstalten, sowie seiner wissenschaftlichen Bedeutung überhaupt einem Fachgelehrten überlassen. Uns sei, dieweil auch wir das dankenswerte Glück hatten, zu Schweizers Schülern uns zählen zu dürfen, nur das vergönnt, auf Grund eigener Erfahrung und unauslöschlicher Erinnerung zu bezeugen, wie lieb uns Allen, die wir zu seinen Füßen sassen, Professor Heinrich Schweizer war, ein Gegenstand unbedingter Hochachtung, vor welchem der oft überschäumende jugendliche Mutwille in klar bewusstes, ernstes Streben sich verwandeln musste. Wie kurzweilig und fesselnd waren für uns als Abiturienten jene Lateinstunden, in welchen er uns in die Anfangsgründe der Sprachvergleichung einführte! Wie wusste er, selbst ein Meister der korrekten und eleganten Rede, uns einzuweihen in die Feinheiten ciceronianischer Redekunst! Wie verstand er es, die jugendlichen Herzen zu erquicken im Dichtergarten des Horaz! Und wer vollends an der Hochschule fortfuhr, seine Kollegien zu besuchen, und etwa Tacitus' Germania bei Schweizer hörte, der musste fühlen, wie der Lehrer in den Altertümern und bleibenden Eigenschaften des deutschen Stammes leibte und lebte und dass auf dem Katheder nicht nur ein geistvoller Gelehrter, sondern ein wohlmeinender, für alles Wahre, Gute, Schöne begeisterter Erzieher der Jugend stand. Ideal gesinnt, wie er war sein Leben lang, wusste er auch die Seele seiner Schüler mit jenem Idealismus zu erfüllen, dessen die Vertreter der gelehrten Berufsarten am allerwenigsten jemals ohne schweren Schaden entraten können.

Der Vollständigkeit wegen lassen Sie uns auch noch anführen, dass Schweizer 1875 auch den Lateinunterricht an

der höheren Töchterschule unserer Stadt übernahm und 14 Jahre lang erteilte, was er that im Interesse des Frauenstudiums, dessen entschiedener Anhänger und Verteidiger er war. Wie alle seine Thätigkeit, so war ihm auch diese eine Herzenssache und die Beförderung der Frauenbildung gleichsam ein teures Vermächtnis seiner Gattin, die ihm schon 1871 durch den Tod entrissen worden. Wie er die Gefährtin und Gehülfin seines Lebens, Wirkens und Forschens schätzte, wie er die geistige Gemeinschaft mit ihr fortwährend pflegte, dafür gelte als rührender Beweis jener bei Anlass seines 50jährigen Dozenten-Jubiläums von Studierenden ihm gewidmete Lorbeerkrantz, der fortan über dem Bilde der Entschlafenen aufgehängt, den schönsten Schmuck seines Studierzimmers ausmachte.

Jahrzehnte lang hatte der Verewigte jenes «Beatus ille qui procul negotiis» nur als Dichtung gekannt, nicht aus eigener Erfahrung. Erst die Jahre des hohen Alters brachten ihm zeitweilige Erholung. Mühe und Arbeit schienen ihm nicht nur das Köstlichste am Leben zu sein, sondern ward dem unermüddlichen Forscher gleichsam zur Leidenschaft. Doch ward der Haushalt seiner Tochter und seines Schwiegersohnes, bereichert durch liebe Enkelinnen, verschönert durch Kunst und Freundschaft, dem vereinsamten Wittwer ein tröstliches Asyl, dem treuen Arbeiter ein trauliches Tuskulum, wo er Tag für Tag seines kurzen Feierabends sich gerne freute. Wie wohl ist ihm geschehen, dass er, ob auch die Augen ihm seit längerer Zeit den Dienst versagten, mit Hülfe seiner Vorleser und Vorleserinnen den Forschritten der Wissenschaft bis an's Ende seines Daseins folgen und, unterstützt durch sein riesiges Gedächtnis, seine akademische Thätigkeit, ob auch zuletzt nur in seinem Hause, bis zum letzten Semesterschluss fortsetzen konnte; dass ihm, dem das Müßigsein ein Gräuel war, den auch an seinen Schülern nichts unsympathischer berührte als träges und mattes Wesen, ein Zustand unfähiger Altersschwäche erspart blieb! Wie bezeichnend ist für den Hingeschiedenen, dass, als während seiner kurzen Krankheit am Ostermontag sein Lebenslicht noch einmal aufflackerte und die bereits aufgegebene Lebenshoffnung

noch einmal erwachte, der Greis seine Freude darüber aussprach, wie gut es sei, dass sein Leiden in die Ferien falle; so könne er doch wohl nach ihrem Ablauf seine Thätigkeit wieder aufnehmen, ohne etwas versäumt zu haben! Es sollte nicht sein. Gott hat es anders gefügt, indem er ihn aus sanftem Schlummer in der Morgenfrühe des letzten Freitags zu sich nahm. Und dieweil wir nun wissen, wie weit das Werk der Zerstörung in seinem Körper schon gediehen war, so fällt es uns nicht schwer, ob auch wehmütig, doch mit innigem Danke zu sprechen: Was Gott thut, das ist wohlgetan. Und so schmerzlich die Lücke ist, die der Hinschied des edeln Mannes in Euerem Familienkreise, trauernde Hinterlassene, gerissen hat, Ihr dürft und müsst ihm gleichwohl die Ruhe gönnen, zu welcher er nach langem, so reich gesegnetem Tagewerke nun eingegangen ist. Nicht als elende, gebrochene Jammergestalt wird er fortleben in Euerer Erinnerung, sondern als der gottbegnadigte Jubelgreis, dem zu wirken vergönnt war, so lange es Tag blieb, und der kaum eingedenk geworden der Nacht, die ihm so nahe bevorstand. Und was er mit seiner kindlichen Herzengüte Euch gewesen, mit seiner Treue im Kleinsten und seiner Fürsorge selbst für das Geringste, mit seinem aus der Tiefe heiligen Ernstes nur um so frischer quellenden Humor, mit seinem weisen Rat und seinem silberhellen Lachen, das Alles wird mit seiner Hülle nicht hinausgetragen, das bleibt und lebt und wirkt weiter im Segen, denn: «was wir bergen in den Särgen, ist der Erde Kleid; was wir lieben, ist geblieben, bleibt in Ewigkeit.»

Uns Allen aber, verehrte Freunde, hat Heinrich Schweizer das Vorbild einer unverwüsthlichen Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit, einer niemals wankenden Pflichttreue, eines unbestechlichen Wahrheitssinnes, eines glühenden Patriotismus, dem doch nichts Menschliches fremd war, hinterlassen. Ein Krösus an Schätzen des Wissens, ein Riese an mächtiger Leistung war und blieb er stets wie ein Kind in der Einfalt und Anspruchslosigkeit seines Gemütes. Und wenn ein grosser Mann an der Schwelle unseres Jahrhunderts geschrieben: «Ungeschwächt will ich den Geist in die spätern Jahre bringen; nimmer soll der frische Lebensmut mir vergehen.

Was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille und nimmer verlöschen das Feuer der Liebe. Nie werde ich mich alt dünken, bis ich fertig bin und nie werde ich fertig sein, weil ich weiss und will, was ich soll. Und so sehe ich lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das weisse Haar zwischen den blonden Locken. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen; frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis in den Tod —», so gehörte Heinrich Schweizer zu den Hochbeglückten, die solcher Jugendfrische bis ins hohe Alter geniessen durften. Ja, seine hellblonden Locken umrahmten, noch kaum vom Schnee des Alters berührt, sein unwillkürlich an Wilhelm Grimm erinnerndes edles Angesicht mit der hochgewölbten Denkerstirne, mit den treuherzigen blauen Augen, mit dem scharf geschnittenen Munde, aus dem noch in den letzten Zeiten wie früher der mächtige Brustton der Überzeugung und Begeisterung an die Ohren und Herzen der Schüler schlug. Was an ihm sterblich war, es wird bald ruhen droben auf dem Berge mit seiner frischen, klaren Luft und seinem weiten Gesichtskreis, diesem Sinnbild der königlichen Wahrheit, die hoch überm Staub und Dunst der Alltäglichkeit und Gemeinheit tront. Eine Höhenwanderung ist sein ganzes Leben auf Erden gewesen; eine Auffahrt ist sein letzter Gang, excelsior im Leben und im Sterben seine Losung. Und hinauf zu den Höhen, von welchen ewig unsere wahre Hülfe kommt, begleiten unsere Wünsche und Gebete sein unsterblich Teil. Er hat gehofft auf ein ewiges Leben, auf ein Reifen des Erdensohnes im himmlischen Sonnenschein. So befehlen wir denn seinen Geist in des Vaters Hände und sprechen hoffnungsfreudig:

Und wenn der letzte Ton verklungen,
 Ins Meer der letzte Tropfen rann,
 So hebt ein Lied in höheren Zungen,
 In höherem Licht ein Leben an.

Amen.

Rede

des Herrn Emil Ermatinger, stud. phil.,
beim Begräbnisse von
Prof. Dr. Heinrich Schweizer-Sidler.

(Am 2. April 1894.)



Verehrte Trauerversammlung!

Im Namen der Studentenschaft unserer Hochschule, im besondern der Studierenden der klassischen Philologie, möchte ich in kurzen Worten unsern Dankeszoll niederlegen auf den Sarg unseres verstorbenen teuren Lehrers. — Es ist uns ja immer seltsam zu Mute und das Gefühl der Nichtigkeit und Hinfälligkeit alles menschlichen Ringens und Strebens ergreift uns dann zumeist, wann die rauhe Hand des Todes einen der Grossen im Reiche des Wissens und Denkens dahingerafft, wenn einem Geiste, der bisher auf den Flügeln der Gedanken schrankenlos die weiten Gebiete der menschlichen Erkenntnis durchflogen hat, plötzlich die letzte, unübersteigbare Schranke sich entgegentürmt, vor der er zurückprallt und in den Staub sinkt, mit gebrochenen Schwingen, zum Tode ermattet! Und wie viel grösser muss unser Schmerz sein, wenn der Verblichene uns so nahe gestanden als Lehrer und Freund! Die Verdienste, die Herr Professor Schweizer-Sidler sich um die Wissenschaft errungen hat, sind bereits von berufenerem Munde gewürdigt worden. Ich möchte nur von ihm reden als dem Lehrer und Freunde seiner Schüler.

Und mit welchem Eifer hat er sich dieser seiner Aufgabe hingeeben! Mit welcher Treue, mit welcher Begeisterung! Ich war einer seiner jüngsten Schüler und nur ein Semester noch war es mir vergönnt, seinen Worten zu lauschen, und doch kann ich wohl den Eindruck, den ich von ihm während

so kurzer Zeit empfangen, einen Eindruck fürs Leben nennen. Er verstand es, wie selten ein zweiter, uns einzuführen in die erhabenen Tempelhallen altindischer Gedankenwelt; wenn er sprach, so fühlten wir, er sprach von dem, was ihm während seines ganzen Lebens das Liebste gewesen, er bewegte sich in jener Gedankensphäre, in der er gelebt und gestrebt sein ganzes Leben lang. Wenn er sprach, so meinte man den Worten eines Sehers zu lauschen, der aus den Tagen seiner Kindheit erzählte; man meinte, an seiner Seite durch uralte Banianenhaine zu wallfahrten nach den heiligen Grabstätten jener Könige und Helden der Mahabharata, wo der Sänger im Silberhaar von ihren Kämpfen und Leiden, von ihren Opfern und Festen erzählte, während es in den Baumwipfeln rauschte und flüsterte, wie die Stimmen der toten Helden!

Nie war der Unterricht bei Herrn Prof. Schweizer-Sidler langweilig. Stets wusste er anzuregen, stets anzuspornen; immer hatte er eine treffende Bemerkung oder ein heiteres Scherzwort bereit, um den oft trockenen Stoff zu würzen. Er verstand es mit seltener Kunst, die Liebe, die fromme Hinneigung, die er selber zu seiner Wissenschaft hatte, auch in die Herzen seiner Schüler zu pflanzen. Wie leuchtete das erloschene Auge des Greises von der innern Glut der Begeisterung auf, wenn er, oft mit geradezu genialem Griffe, in der Sprachwissenschaft hinweisen konnte auf eine interessante Ableitung oder eine schöne Wortverbindung! In jedem Wort, das seinem Munde entfloss, lag gleichsam seine ganze Person, und doch wieder fühlte man, welch kleiner, welch unbedeutender Teil von seinem umfassenden Wissen es war. Man hatte bei ihm nie den Eindruck, als ob sein Wissen ein unter saurer Arbeit zusammengesuchter und verständnislos aufgestapelter Haufe von nützlichen Kenntnissen sei, aus dem er dann beim Unterricht einzelne Teile hervorhole, mühevoll, wie er sie sich erworben: nein, wenn er uns die Schätze seines reichen Wissens mitteilte, so schien es uns, als ob wir vor einer jener schönen Gewandfiguren der spätern griechischen Kunst ständen, die in scheinbar wirren, vielfach verschlungenen, feinen Falten und Fältchen der Chiton umschliesst,

und wo dennoch jede Falte an ihrem Platze ist und harmonisch das Kunstwerk vollenden hilft. Vor unsern Augen lag nur die reife, goldene Frucht; die Mühe und Arbeit, die das Bestellen und Pflügen des Ackers gekostet, verschwieg er. Leicht floss es von seinen Lippen, frisch wie ein Alpenquell, der tief aus dem Bergesinnern seine klaren Wasser holt. Seine Worte entströmten nicht sowohl seinem reichen Geiste als auch seinem vollen Gemüte, und beschäftigten darum das Herz der Zuhörer ebenso wie ihren Kopf.

Dabei prahlte er nie mit seinem grossen Wissen, er, der doch, ein Gelehrter durch und durch, noch in seinem Alter, trotz seiner an Blindheit grenzenden Sehschwäche, seine Bücher kannte wie ein Vater seine Kinder. Nie war er unnahbar, nie unzugänglich! Er strebte einzig darnach, seinen Schülern mit dem Rate eines ältern und erfahrenern Freundes den oft mühsamen Weg zur Wissenschaft zu ebnen. So war er denn auch ausserhalb der Bannmeile der Wissenschaft den Studenten ein treuer Freund, und, wenn sich der Anlass bot, ein heiterer Gesellschafter. Herr Prof. Schweizer-Sidler war gross nicht allein als Gelehrter, sondern auch als Mensch. Und er ist es geblieben bis in sein Alter. Mit wunderbar frischem Geiste hat er seine Pflicht gethan bis an das Ende seines Lebens.

Und so ist er denn hinweggerafft worden mitten aus seiner Thätigkeit als Lehrer, in einem Alter, wo andere längst die müden Hände sinken lassen und sorgenledig und behaglich der Stimme des Windes lauschen, der in Lorbeerbüschen flüstert. Wie die Natur wieder erwachte, wie es zu grünen und zu blühen anhebt in Wald und Feld und die Brust des Menschen neue Knospen treibt, da sank sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe. Wir aber rufen dem teuren Verstorbenen noch einen letzten warmen Dank nach für all sein treues Wirken und Arbeiten für uns. Möge das Werk seines Lebens aufgehen und blühen, wie der Blumenflor, mit dem der Frühling sein frisches Grab schmücken wird. Er ruhe in Frieden!

† Heinrich Schweizer-Sidler.

Heinrich Schweizer-Sidler wurde geboren in Elgg als Sohn des dortigen Pfarrers den 12. September 1815. Seine Mutter, aus dem Geschlechte der Hess, war eine feinsinnige und tiefreligiöse Frau, deren Herzenswunsch es war, daß wenigstens einer ihrer Söhne Theologie studiere. Im Herbst 1828 wurde Heinrich Schweizer zu einem Verwandten, Pfarrer Wolf in Seuzach, gebracht, der ihn für den Eintritt ins Collegium Humanitatis in Zürich vorbereiten sollte. Fr. Wolf, ein äußerst kluger und philologisch tüchtig geschulter Mann, unterrichtete vortrefflich, so oft es überhaupt dazu kam. Der Unterricht bewegte sich übrigens wesentlich nur in den antiken Sprachen. Mit großer Freude erinnerte sich Schweizer namentlich auch an die Konfirmationsstunden, denen er bedeutenden Einfluß auf seine geistige Entwicklung zuschrieb. Ungern trennte er sich im Sommer 1831 von dem idyllisch gelegenen Pfarrhause und bezog nun zunächst als Auditor das Collegium Humanitatis in Zürich, an welchem damals Ulrich Fäsi, der gegen sich selbst, nicht weniger gegen andere strenge Mann, Lateinisch und Griechisch lehrte. Fäsi blieb ihm unvergeßlich durch seine Gewissenhaftigkeit, Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit im Unterrichte; auch hatte er schon damals Gelegenheit, seine Herzengüte, die unter einer etwas harten Schale verborgen lag, zu erfahren. Der übrige Unterricht am Collegium Humanitatis, namentlich die wöchentlich sechs Stunden in Anspruch nehmende Exegese des neuen Testaments, war nicht eben sehr anregend. Bald wurde Schweizer zur Aufnahme unter die studentes collegii humanitatis reif. In dieser Zeit besprach man die Frage über ein neu zu schaffendes Gymnasium und die Stiftung einer Universität sehr lebhaft. Der Beschluß des Großen Rates wurde von der studierenden Jugend mit Jubel begrüßt und auf der Platte in Fluntern gefeiert. Schweizer erinnerte sich noch klar, mit welcher Hast er und seine Mitschüler die Berichte des Sohnes des Erziehungsratssekretärs Prof. Escher — der Sohn war „Student des Collegiums“ — über die Verfassungen an die Kantonschule und Universität aufnahmen.

Im Frühjahr 1833 am 29. April fand im Großmünster die feierliche Eröffnung der beiden neuen Anstalten statt, und Olen als erster Rektor der Hochschule hielt eine gehaltvolle Rede. Mittags war ein Bankett der Professoren und der damals recht zahlreichen Freunde der Universität im Casino, auch den nun Gymnasiasten gewordenen Studierenden wurde vom Staate ein freundliches Mahl bereitet. Schweizer trat in die zweite Klasse des obern Gymnasiums. Ein frischer Hauch wehte durch die Anstalt. Meistens vortreffliche Lehrer, wie der unvergeßliche Drelli, der Mathematiker Raabe, der Physiker Mousson, der Historiker Escher, wirkten an der Schule. Auch weniger treffliche Lehrer wurden um ihrer Gelehrsamkeit willen geschätzt. Allerdings war es vor allen Drelli, der den ihm geistesverwandten Schweizer mächtig anzog und für Autoren wie Horaz und Tacitus innig begeisterte. Im Frühjahr 1835 machte Schweizer sein Maturitätsexamen und war so glücklich durchweg erste Noten zu haben. Es war dieses Jahr das einzige Mal, wo die öffentliche Promotionsfeierlichkeit in der Kirche zum Großmünster stattfand und die damals üblichen Reden von den Primi der beiden Abteilungen der Kantonschule, des Gymnasiums und der Industrieschule, gehalten wurden. Die beiden jungen Redner wurden dann auch zu dem sog. Hochschulesse als Gäste geladen. Nun trat Schweizer als Student an die Hochschule Zürich. Zunächst dachte er daran Theologie zu studieren und hat dann auch später einigemal gepredigt. Im Hinterrunde lag aber immer

der Gedanke sich der Philologie zuzuwenden. Zufällig war damals einer der Professoren der Theologie, Rettig, sehr kränklich, so hörte er denn Theologisches nur bei Alexander Schweizer, dessen Vorlesungen über philosophische Ethik ihn ungleich mehr interessierten. Daneben trieb er eifrig Hebräisch bei dem scharfsinnigen Professor Ferdinand Hitzig, hörte Geschichte bei Mittler, Philologie bei Drelli, Baiter und Sauppe. Privatim genoß er in liebenswürdigster Weise wissenschaftlichen Verkehr mit Prof. Fäsi, der mit ihm Theognis und die Tragiker las und kritisch durchnahm, während Sauppe ihn in die Metrik einführte. Bei dem genialen, aber unglücklichen Bernhard Hirzel lernte er Sanskrit und kam so zur Sprachvergleichung, für welche ihm die ersten Lieferungen der damals herauskommenen vergleichenden Grammatik von Bopp als bestes Hilfsmittel dienten. Viel Zeit und Kraft wendete Schweizer dem damals in höchster Blüte stehenden Bopfingerverein zu, dessen Geschichte er zu schreiben begann. Sie wie eine Rede, die er bei der Feier der Schlacht im Grauholze hielt, wurde gedruckt. Es waren seine ersten Publikationen.

Im Frühjahr 1838 bezog er mit einem Reisestipendium die Universität in Berlin, ausgerüstet mit Empfehlungen von Drelli, Escher, S. Bögelin und B. Hirzel. In Berlin hörte er die Vorlesungen des berühmten Savigny, der auch auf ihn durch seine Redegewalt tiefen Eindruck machte. Dem persönlichen Umgang mit Bopp hatte er viel zu verdanken. Ferner besuchte er Böchs sämtliche Vorlesungen, namentlich über Pindar und Encyclopädie der klassischen Philologie. Mit besonderem Genuß hörte er Lachmanns Vorträge über deutsche Grammatik und das Nibelungenlied. Ueber Immanuel Bekkers Vorträge, in welchen dieser Reden des Sokrates erklärte, bemerkt er: Die Erklärung war äußerst konzis und fein; aber an den Vortrag dieses Gelehrten sich zu gewöhnen war eine nicht gerade leichte Sache, und sobald man sich daran gewöhnt hatte, pflegte er fast mitten im Semester, wenn er überhaupt einmal las, abzuschließen. Bei dem Privatdozenten Höfer hörte er Sanskritgrammatik und machte bei ihm Übungen an Sanskrittexten, welche um so fruchtbarer waren als nur sehr wenige daran teilnahmen und Höfer seine Zuhörer als seine jungen Freunde behandelte. Sonst hörte er noch bei den Hegelianern Gabler und Hotho, endlich Kunstmythologie bei Schöll. Fleißig las er zu Hause Homer, Pindar und Tragiker, studierte die Hefte über Mythologie, Antiquitäten und dramatische Kunst von Diefried Müller, die Freund Honegger von Göttingen gebracht hatte, arbeitete an einem juristischen Kommentar der Ciceronischen Rede pro Caecina und besuchte fast täglich die Hypothek. Die heitern zwei Jahre wurden im Frühling 1839 sehr düster unterbrochen durch die Nachricht vom Tode seiner trefflichen Mutter.

Im Herbst 1839 machte er eine längere Harzreise und bekam auf dem Heimwege in Halle die Berichte über die Straußenbewegung und die darauffolgenden Kämpfe zu lesen. Gleichzeitig mit Schweizer studierten in Berlin Burthardt, später Professor der Geschichte in Basel und Niggenbach, weiland Professor der Theologie in Basel, welcher letzterer damals durch die Hegelische Philosophie aus seiner frühern streng religiösen Richtung herausgeworfen worden war und große innere Kämpfe zu bestehen hatte. Mit Niggenbach las Schweizer im letzten Semester täglich Luchydides. Die Heimreise machte er über Rostock, wo sein jüngerer Bruder Eduard als Kupferschmied in Arbeit stand, Lübeck, Hamburg, Heidelberg. Bei seiner Ankunft in Zürich erfuhr er, daß sein Vater schwer erkrankt sei und dem Tode entgegengehe. Sofort machte er sich nach Elgg auf. Wenige Tage nachher starb sein Vater. Bald wandte sich Schweizer nach Zürich,

wo er zunächst mit Privatstunden sein Auskommen und daneben Zeit fand seine Studien fortzusetzen. Mehrmals vikarisierte er für Baiter, während dieser Reisen nach Mailand machte, um die Taciteischen Handschriften zu vergleichen.

Im Herbst 1841 habilitierte sich Schweizer als Privatdozent an der Universität Zürich hauptsächlich für Deutsch und Sanskrit. Seine Habilitationschrift behandelte die anomalen Verba im Deutschen, die Probevorlesung den damaligen Stand der Sprachvergleichung. Schon vorher hielt er die Rede, welche damals alle, die ein Reisestipendium genossen hatten, halten mußten, über die Bedeutung des Perikles in der griechischen Geschichte. Beide Reden machten einen großen Eindruck, wie die darüber erschienenen Zeitungsartikel bekunden. Seine Vorlesungen über deutsche Grammatik besuchten auch der berühmte Jurist Bluntschli und der tief angelegte Konrad Ott. 1843 übernahm er ein Vikariat für alte Geschichte und Geographie an der ersten Klasse des obern Gymnasiums, da Professor Winkelmann sich dort unmöglich gemacht hatte. Im folgenden Jahre kamen dazu noch zwei Stunden für alte Litteraturgeschichte an der zweiten Klasse. 1844 vikarisierte er längere Zeit für Sauppe. Im gleichen Jahre forderte ihn Rauchenstein auf, sich um eine vakante Stelle für alte Sprachen und Geschichte an der Kantonschule in Aarau zu bewerben. Die Wahl war lange unentschieden, da die Mehrheit der aargauischen Regierung lieber einen prononcierten Politiker an dieser Stelle gesehen hätte. Plötzlich aber schlugen die Ansichten um und Schweizer wurde „unter voller Anerkennung seiner bisherigen Leistungen und der eingesehenen Manuskripte auf den Lehrstuhl der Philosophie und Geschichte“ berufen.

Am 4. August verlobte er sich mit der an Charakter und Herz tüchtigen und sehr gebildeten Elisabetha Sidler, der Tochter des allgemein verehrten alt Landammanns und Nationalrates S. Sidler, die er am zweiten Dezember desselben Jahres heimführte. Gegen das Frühjahr 1845 erhielt er von Zürich aus das Anerbieten einer Stelle für Deutsch und als Vikar Drellis für Lateinisch. Er nahm in Aarau seine Entlassung, welche ihm „mit aufrichtigem Leidwesen in allen Ehren und unter bester Verdankung der wenn auch nur kurzen, doch ausgezeichneten Dienste“ erteilt wurde. Als im Herbst 1845 Sauppe nach Weimar berufen wurde, war es Schweizer vergönnt seine Lateinstelle zu übernehmen. Daneben hatte er seine Lehrtätigkeit als Privatdozent an der Universität wieder aufgenommen. Seine Stelle am Gymnasium wechselte später mehrmals, doch immer so, daß sein Hauptfach Lateinisch blieb. Zuletzt hatte er das Latein am ganzen obern Gymnasium, so daß er oft mit den Vorlesungen dreißig Stunden in der Woche beschäftigt war. 1849 wurde er mit Dr. Joh. Frei zum außerordentlichen Professor ohne Gehalt ernannt, während Köchly zum eigentlichen Nachfolger Drellis berufen wurde.

Im Jahr 1864, in welchem Burstan an Köchlys Stelle nach Zürich kam, wurde Schweizer zum ordentlichen Professor gewählt und zugleich verpflichtet, am philologischen Seminar mitzuwirken, während er schon früher zum Mitglied der Diplomprüfung ernannt worden war. Er las lateinische Grammatik, griechische Mythologie, Plautus, deutsche Grammatik, Nibelungenlied, armer Heinrich, Sanskritgrammatik, Sakuntala, Bhagavadgita, vergleichende Grammatik u. s. w. Geschrieben hat er eine große Anzahl Rezensionen, die teilweise als selbständige Schriften gelten können, Abhandlungen über vergleichende Grammatik, Berichte über die Fortschritte der vergleichenden Sprachforschung, im Rathhaus gehaltene Reden, zwei Programme über Tacitus' Germania; viele von diesen Schriften sind im akademischen Taschenbuch von Klemm

1887/88 aufgeführt. Auch war er bei der zweiten Auflage von Drellis' Horaz und Tacitus beteiligt. 1869 veröffentlichte er eine wissenschaftliche lateinische Elementarlehre. 1871 trat er ganz an die Universität über, ein Ereignis, das seine Frau noch freudig begrüßte; leider aber starb sie bald nach seiner Wahl am 27. Februar 1871. Die Aufsichtskommission der Anstalt, der er in Hingebung und Treue die schönsten Jahrzehnte seines Lebens gewidmet hatte, konnte diesen Augenblick nicht vorübergehen lassen, ohne auch ihrerseits den herzlichsten Dank und die vollste Anerkennung für alles auszusprechen, was er als Lehrer der Jugend in Unterricht und erziehender Thätigkeit gewirkt hatte. „Ihre Schüler, heißt es in dem Schreiben, mußten nicht bloß das reiche Wissen, die unausgesetzte Arbeit, die anregende Lehrgabe an Ihnen hochachten, sondern sie haben zugleich an dem Umfang und der Gründlichkeit Ihrer Kenntnisse die hohe Aufgabe und die reichen Früchte jedes echten wissenschaftlichen Studiums kennen gelernt, aus Ihrer Begeisterung für alles Wahre, Schöne und Gute, was das Altertum der Menschheit bietet, die eigene Freude an diesen Schätzen der Vorzeit schöpfen, an dem Vorbilde des reinen und edlen Sinnes, der ihnen aus Ihrem Leben und Wirken stets entgegentrat, den eigenen Charakter bilden und läutern dürfen. Indem wir dessen gedenken, bedauern wir für die Schule das Scheiden des trefflichen Lehrers und wünschen, daß sein Andenken bei allen, die seine Schüler zu sein das Glück hatten, nie erlöschen, sein weiteres Wirken an der höchsten Unterrichtsanstalt des Landes noch lange Jahre derselben zur Zierde gereichen möge.“ Im nämlichen Jahre 1871 gab Schweizer die Germania des Tacitus heraus, eine Arbeit, die sehr günstig aufgenommen wurde und 1889 bereits die fünfte Auflage erlebt hat. Wenn irgend jemand, so war Schweizer als Kenner des römischen und deutschen Altertums und als eminenten Sprachforscher befähigt, auf diesem Gebiete großen Erfolg zu erzielen. Leider war er durch ein Augenübel an andauernder Arbeit gehindert; jedoch konnte er sich immer noch auf die Vorlesungen, deren Kreis er erweiterte, gehörig vorbereiten. 1888 gab er mit Surber eine zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage der lateinischen Elementar- und Formenlehre (die Syntar wird nachfolgen) heraus. Die Tüchtigkeit dieser Leistung wurde allgemein anerkannt. Rezensionen aus den Jahren 1871—90 lieferte Schweizer besonders in die Zeitschrift für Klassische Philologie, drei Reden über die Verwendung der vergleichenden Grammatik im Schulunterrichte sind im pädagogischen Archiv abgedruckt.

(Schluß folgt.)

Neuer-Zeitung

Var dem Dreilinnoe naye

Unglücksfälle

— (Korr.) Im Fabrikwe-
lehten Sonntag die Leiche
lich dem Arbeiterstande a-
funden. Der Verunglück-
dort gelegen haben. Bis
erkannt werden, auch fand
ordentlich gekleidet war,
Schriften. Nichts deutet
Weier gekommen.

Blatt.

— Pfäffikon,
wurde Jakob Ruegg,
Bosart zur Mühle Balche,
Fuhrwerk übersahren und

Loth

— Am Samstag nagen
schule Zürich die Pr
Schüler und Schülerinne
großen Tonhalle sa
veranstaltete. Was da
eignet, den reichlichen Be-
Publikums des besten zu
gramm zeigte die Namen
glücklichster Auswahl und
geordnet Romantiker und
sohn, Bach, Hiller, H
Henfeli-Rubinstein, Löwe
tempo, Biotti, Golterman
die Musikschüler Fritz
Sich als die lehten gena
Reigen nicht verbrießen,
merkung anschließen, daß
merkenswertes formales
gewisse Härte des Kolorist
größerer Feinheit vergeß
schwerflüssiger, aber verfr
durchgebildeten — cum g
Musiker.

spielen, wie übrigens
so lange Deutschland
war. Mit der Ein-
Dänemark naturgemäß
den neutralen Staates
beste Politik, die es er-
kenn es sich mit Deutsch-
stellte; dann hätte es,

und könnte ganz seinen
diese Ansicht scheint sich
zu brechen.

ung ihre Befestigungs-
hat und im übrigen
hen Maßnahmen eben
Verteidigungscharakter
der Zeit eine Wand-
nicht nach der Seite
kriegerischer geworden
me, daß die Neigung
im Verfassungskonflikte
auf der Linken bildete
sichtigte liberale Gruppe,
lichen Elementen rechts
haben diese Mittel-
schwerflüssiger, aber verfr
durchgebildeten — cum g

zeit hat jahrelang ge-
gekostet. Unterstützt
das mächtige Empor-
tie in Kopenhagen und
nderävo, haben auch in
Bestrebungen der
lichen Demokraten ab-
tütze und Halt mehr
Dann wurde die Ber-
durch den Tod des
der ein unverzöhn-
ang war. Schließlich
König Christian
jährigen Regierung
namentlich bei An-
im Jahre 1892 zu
zu bei, daß die oppo-
Volke sich mehr und
der als der lehte
nachsagt. Da sührer
weil er ja haupt-
die Kammermehrheit
Im Frieden und dem
und trat zurück. So
ende genommen, nach-
grundlage schon längst

Inserentionspreise:

Per einpaltige Petitzeile oder deren Raum
für die Schweiz 25 Cts., für das Ausland 40 Cts.,
Local-Inserate 20 Cts. (excl. finanz. Anzeigen). Reclamen Fr. 1.— per Zeile.
Alleinige Inseraten-Aunahme bei
Rudolf Mosse
Annoncen-Expedition für alle schweizerischen und ausländischen Zeitungen
Zürich, Tonhallestraße Nr. 5.

aus für alles, was er seit dem Bestehen der Anstalt
für dieselbe gethan. „Durch Ihren so überaus an-
regenden Unterricht, heißt es im Schreiben, ist es
allein möglich geworden, daß das Fach des Lateinischen
an der Schule festen Grund gewann; durch das In-
teresse, das Sie überhaupt der Anstalt widmeten, ist
Ihr Gedeihen nach mancher Seite gefördert worden.
Ihren Schülerinnen und Ihren Kollegen haben Sie
durch das Beispiel unermüdder Begeisterung für die
Wissenschaft und ausharrendster Pflichttreue voran-
gelenchtet.“

Im Herbst 1887, als die Versammlung deutscher
Philologen und Schulmänner in Zürich tagte, hielt
er einen freien wissenschaftlichen Vortrag über die
Stellung des Lateinischen zum Griechischen, der mit
lautem Beifall aufgenommen wurde. Schweizer besaß
überhaupt die Gabe der Beredsamkeit in hohem
Grade. Wir erinnern an seine Reden bei der Be-
setzung Drellis 1849 und bei Anlaß der Aufstellung
der Drellbibliothek in der Aula der Hochschule 1874;
auch im Kreise der Kollegen und Studierenden hat er
bei verschiedenen Gelegenheiten zündende und klassisch
schöne Worte gesprochen. Sein Herz schlug wie das
seines Schwiegervaters Landammann Sidler besonders
warm für die Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes.

Mit einer Reihe von Gelehrten des Auslandes
stand er in Verkehr, teils mit deutschen, teils besonders
mit den Franzosen Regnier und Bréal und dem Ita-
liener Ascoli, wofür viele Briefe und Bemerkungen in
ihren Schriften zeugen. Der Ebnburger Muir und
Nittleship in Dorset besuchten ihn mehrmals und
überlieferten ihm ihre Werke, ebenso der berühmte
Slawist Miklosich in Wien. Ascolis vergleichende
Lautlehre, ersten Teil, übersehte Schweizer in Ver-
bindung mit Bazzigher (Rektor in Thur) ins Deutsche.

Von ehrenden Auszeichnungen, die ihm zu teil
wurden, sind hervorzuheben die Ernennung zum
Doctor honoris causa 1852 unter dem Rektorat Den-
brüggen und namentlich die Feier seines fünfzig-
jährigen Docentensjubiläums Ende Oktober 1891.
Einen öffentlichen Akt mit Festmahl verbat sich
Schweizer, um sich eine zu große Aufregung zu er-
sparen; aber herzlich freuten ihn die vielfachen Verei-
der Verehrung und dankbaren Gesinnung von seiten
der obersten Behörden, der Kollegen und einer großen
Zahl Schüler sehr verschiedener Altersstufen. Auch
namhafte Gelehrte des Auslandes sandten ihre Grüße.
Ein von den Studierenden ihm gewidmeter Lorbeer-
kranz bildete von nun an den schönsten Schmuck seines
Arbeitszimmers. Er hängt denselben über dem Bild
seiner edlen Lebensgefährtin auf, die ihm geistig
immer nahe stand.

Es war ihm zu seiner großen Freude vergönnt,
seine Lehrthätigkeit noch bis Ende des Wintersemesters
mit kurzen Unterbrechungen fortzuführen; denn, ob-
gleich die Augen ihm schon seit längerer Zeit den Dienst
versagten, konnte er doch mit Hilfe von Vorlesern und
Vorleserinnen, unter denen eine auch philologisch tüch-
tig geschulte sich ein bleibendes Verdienst um ihn er-
worben hat, sowie durch ein erstaunliches Gedächtnis
unterstützt immer noch fortarbeiten. In den ersten
Ferienwochen ließ er sich noch zur Vorbereitung einer
neuen Auflage seiner Germania die kürzlich bei Weid-
mann erschienene vorlesen. Der bis Kapitel XXIII
angestellte Vergleich diente ihm zur Beruhigung. Mitte
März mußte er auch auf diese Thätigkeit verzichten,
da die Vorboten der beginnenden Auflösung erschienen,
ihm selbst unerwartet, denn er dachte immer nur ans
Wirken, nicht ans Sterben. Die letzten Tage ver-
brachte er meist in bewußtlosem Zustande, bis am
Freitag in der Morgendämmerung nach einigen schwe-
ren Stunden die Erlösung nahte und sein Antlitz
majestätisch verklärte, ähnlich wie bei Drell.

Vertraut Schweizer-Sidler.

(Schluß.)

Der Frauenbildung und speziell dem Frauen-
studium hat Schweizer in unsern Kreisen nach
Kräften Bahn gebrochen und damit ganz im Sinne
seiner sel. Gattin gehandelt. 1875 übernahm er
freudig den Lateinunterricht an der höhern Töchter-
schule und erteilte denselben mit bestem Erfolge bis
im Herbst 1889. Die Stadtschulpflege sprach ihm
bei Anlaß seines Rücktritts den lebhaftesten Dant

Sein Aeußeres zeigte auffallende Ähnlichkeit mit Wilhelm Grimm; der blonde Schmuck des Hauptes blieb ihm merkwürdigerweise fast unverändert bis ans Ende der Lebenszeit, ein Bild seiner fortwährenden geistigen Jugendfrische. Sein herzgutes, heiteres Wesen, sein oft köstlicher Humor, sein Erzählertalent brachte Sonnenschein in seine Umgebung und während sonst das höhere Alter, besonders bei zunehmender Schwäche des Gesichtsinnes, Düsterteit mit sich zu bringen pflegt, so war hievon bei ihm nichts zu verspüren, keine Klage kam über seine Lippen. Er war innig dankbar für alles Gute, was ihm das Geschick beschied, und da er nach dem Hinschied seiner Gattin mit der Familie seines musikalisch hochbegabten Schwiegersohnes zusammen wohnte, so konnte er auch an dem darin herrschenden regen gesellschaftlichen Leben beständig teilnehmen, was ihm den schönsten Ersatz bot für den Verlust, der ihn betroffen hatte. Die Seinigen werden sein geistvolles Wesen und sein lebendiges Interesse für alles die Gegenwart Bewegende noch lange schmerzlich vermissen.

Heinrich Schweizer nimmt ohne Zweifel unter den Gelehrten unseres Vaterlandes eine hervorragende Stellung ein, sein noch größeres Verdienst besteht in seinem überaus anregenden und zugleich erzieherisch wirkenden Unterricht, im schönsten Lichte aber erscheint er als Gatte und Vater, als Freund und Helfer mit Rat und That. Das könnten manche Studierende aus früherer und späterer Zeit bezeugen.

So lange Zürich eine Pflegestätte nicht nur der materiellen Interessen, sondern auch der idealen Güter der Menschheit bleibt, wird auch dem Namen Heinrich Schweizer-Sibler ein ehrenvolles Andenken gesichert sein.

C. Th.

Nachschrift. Unter den in obigem Nekrolog nicht erwähnten Verdiensten Heinrich Schweizers sind namentlich diejenigen um das Zustandekommen und die geistliche Weiterführung des schweizerdeutschen Idiotikons zu nennen. — In dem gestrigen Berichte über die Bestattung ist dem Gefeierten aus Versehen statt eines riesigen ein ruhiges Wissen zugeschrieben.

Eidgenossenschaft.

— In einem Bundesstadtbrief schreibt Nationalrat Hef seinem Volksbl. v. Bachtel über die Angelegenheit des Baues eines eidgenössischen Rathauses: Wir haben Mangel an genügenden Sitzungszimmern für Kommissionen. Jeder Rat hat deren zwei und jeden Abend sind sie besetzt. Das genügt jedoch bei weitem nicht, um genügend Traktanden vorzubereiten; die Kommissionen minderer Bedeutung aber in der Zeit zwischen den Sessionen extra zu besammeln, wäre eine derart teure Geschichte, daß lieber darauf verzichtet wird. Dieser Uebelstand soll nun mit dem auch vom Ständerat beschlossenen Bau eines Parlamentsgebäudes beseitigt werden. Die Ueberzeugung von der Notwendigkeit desselben muß in diesem Räte sehr groß sein, daß die Mehrheit für denselben eine so überraschend große war, wie sie kein Mensch erwartete und selbst der Freiburger Schaller sie nicht bestritt, während sonst die Ultramontanen wie am Schnürchen dagegen stimmten. Die Spannung auf den Ausgang der Beratung war die ganze Woche hindurch eine große und der Bau bildete den Gegenstand häufigen Gesprächs. Nicht minder groß ist aber seit dem Entscheid die Freude der Berner, welche das Ereignis durch lauten Kanonendonner verkündeten. Wer die nahezu unleidlichen Verhältnisse in verschiedenen Verwaltungsabteilungen einigermaßen kennt und diese Woche Gelegenheit hatte, die schreckliche Luft im Nationalratssaale zu genießen, der wird, auch wenn ihm das für den Bau zu verwendende Geld groß scheint, das übrigens im Lande bleiben und vielen Verdienst und Brot bringen soll, sich mit dem Beschlusse wohl versöhnen können.

Kantone.

Zürich.

Mit der Leitung der eidgenössischen Waffenfabrik ist nach der Z. B. interimistisch Herr Corrodi aus Hottingen-Zürich betraut worden, der sonst der technischen Abteilung der eidgenössischen Arzlegmaterialverwaltung angehört. (Herr Corrodi ist der Sohn unseres Kollegen am Zürcher Tagblatt.)

— Den Leuten im Kaszersfeld teilt Herr Nationalrat Scheuchzer in seinem Blatte mit: Die Nordostbahn hat in Bezug auf die Haltestelle Hüntwangen ein neues Projekt eingereicht. Nach demselben bleibt die von der Baugesellschaft vorgeschlagene und vom Bundesrat bereits genehmigte Linie, die Haltestelle wird jedoch aus den Schweingruben zwischen die Grenze der Gemeindegänne Eglisau und Hüntwangen und die Straße nach Hüntwangen vorgeschoben.

Sie kommt also ganz auf das Gebiet Gemeinde von der Straße nach Eglisau die Brücke. Es braucht dann weder ein Strafe, noch Gemeinde- und Staatsubst Station liegt eben und auf altem Boden.

— Da die Diphtherieepidemie Stadt Winterthur eine besorgniserregende Ausdehnung angenommen hat, ist die Schulgesundheitsbehörde eingeladen worden, in des nahen Schlusses des Schuljahres die Stadt mit Oestern zu schließen und die O fallen zu lassen; gestützt auf eingezogene wurde nachträglich auch Schließung der der Neuwiese und im Löfßel verlangt, Gesundheitsverhältnisse im letztern Schul sind, um der weitem Ausbreitung durch wirksam vorzubeugen. Auch für die freie die Kindergärten wurden die erforderlichen getroffen.

Bern.

(Korr.) Das allmonatlich erscheinende „Spendenzblatt“ der bernischen Kranken- und Sterbekasse bringt diesmal eine Rand; Herr Regierungs- und Ständewidmet darin dem auch für die Kranke allzu früh Heimgegangenen, dem Herrn Brunner einige Worte der Erinnerung. Brunner hat in keinem der Nekrologe etwas von Brunners für die Krankenkassen geleistet, indessen Pflicht, auch hieran zu erinnern Brunner war seit der Gründung der Krankenkasse, seit 1870, Vizepräsident des Komitees und hielt in dieser Stellung wohlthätigen Institute bis an sein Lebensjahr wies er das Erträgnis seiner Einkünfte der Krankenkasse zu. Die die bei verschiedenen Anlässen von ihm um seines Schwiegervaters gemacht wurden, auf mehrere Tausende von Franken, Andenken an den um die Krankenkassen Hochverdienten für alle Zeiten zu festigen nun Frau Brunner eine Vergabung von zukommen. Das Centralkomitee denkt als eine dem Kapitalbestande nach unanerkennung zu erklären und wird sich für Bezeichnung mit Frau Brunner ins setzen. Wer die Arbeit des Herrn in diesem Gebiete kennt, hätte es gerne bei Beratung der Krankenversicherung im hätte mithelfen können.

Luzern.

Sursee, 3. April. (Korr.) Die eingegangenen und bei der Bundesponierten Unterschriften für die Proportionen verteilen sich nach Kantonen: Zürich 1341, Bern 12,022, Luzern 1978, Schwyz 8105, Obwalden 11 den 929, Glarus 30, Zug 1584, Fribourg 2714, Baselland 269, 114, Appenzell A. Rh. 536, St. Gallen Graubünden 6377, Aargau 3958, Tessin 5819, Waadt 50, Wallis 94, Valais 94, total 69,597. In Freiburg Unterschriftenammlung erst jetzt befolgen noch eine Reihe anderer Kantone.

Ausland.

Frankreich. Paris, 30. März. P. P. Der „Figaro“ betont die hohe Bedeutung des Besuches des Grafen Hoyoos und der Ueberreichung des höchsten Ordens nach dem Goldenen Bliesse, über den der Kaiser von Oesterreich verfügt, gerade an dem Tage, da Kaiser Franz Josef mit dem Kaiser von Deutschland in Abbazia zusammentraf.

„Man hat dieser Begegnung, heißt es, eine besondere Wichtigkeit beimessen wollen. Dem Kaiser von Oesterreich war darum zu thun, zu zeigen, daß nichts gegen Frankreich geplant werde. Jedenfalls geht aus dem gestrigen Schritte des Grafen Hoyoos hervor, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und dem Dreibunde sich gebessert haben, denn der Kaiser von Oesterreich hätte die Insignien des Stephans-Ordens nicht dem Oberhaupt eines Staates verliehen, dessen Verhältnis zu dem einen oder anderen der Verbündeten ein ungünstiges wäre. Kaiser Franz Josef hat während seines Aufenthalts in Frankreich bemerkt, daß man uns verleumdet, wenn man uns als eine Gefahr für den europäischen Frieden hinstellt. Indem er Herrn Carnot eine Ehre erwies, wollte er seine Meinung öffentlich bekräftigen, und darum werden alle guten Franzosen sich freuen, wenn sie lesen, was sich gestern im Elyséepalaste zutrug.“